

SILVIA GÖTSCHI

BRÜNIGPASS

Kriminalroman

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: mauritius images/EyeEm/Fredy Jeanrenaud

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2026

ISBN 978-3-7408-2827-1

Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht.

Franz Kafka, »Der Prozess«

*Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
dass sie fortzeugend immer Böses muss gebären.*

Friedrich Schiller

Er erinnerte sich nicht, wie er hierhergekommen war, in dieses feuchte, modernde Loch. Das Tageslicht hatte er gefühlt Hunderte Stunden nicht mehr gesehen. Mutmaßlich hielt er sich in einem Bretterverschlag unter der Erde auf, ausgestattet mit einer Eisenpritsche und einem Harass voll Wasserflaschen. In einem Korb lagen Brot und Käse, deren Vorrat sich langsam zu Ende neigte. Eine nackte Glühbirne erhellte spärlich den Raum, gerade so viel, damit er den Weg zum Plumpsklo fand. Fließend Wasser gab es nicht. Er glaubte, in seinem eigenen Schmutz zu vergammeln.

Jemand musste ihn niedergeschlagen haben, bevor er an diesem menschenunwürdigen Ort erwacht war. Er entsann sich schwach des Freitags, des Abends, als er sein Büro aufgeräumt hatte.

Er hatte keine Ahnung, weshalb er hier war und was mit ihm geschehen würde. Eine Zukunft sah er nicht. Nicht in diesem Moment. Er zweifelte plötzlich an sich selbst, fragte sich, was er falsch gemacht, wo er unpassend reagiert, ob er jemandes Gefühle verletzt hatte. War man ihm auf die Schliche gekommen? Hatte jemand herausgefunden, dass er ein Doppelleben führte? Waren ihm seine Arbeitnehmer schlecht gesinnt, weil er zu streng mit ihnen war?

Aber wer, um Gottes willen, hatte ihn hierhergebracht? Er attestierte niemandem diese Gewalt.

Mit dem aktuellen Auftrag stand viel auf dem Spiel. Wenn etwas schief lief, musste er damit rechnen, den guten Ruf zu verlieren. Er hatte hart gekämpft, um dahin zu gelangen, wo er heute war. Gewissenhaftigkeit und Zielstrebigkeit zeichneten ihn aus. Er gab viel, verlangte mehr. Wer es zu etwas bringen wollte in seinem Leben, durfte sich nicht auf den Lorbeeren ausruhen.

Er lauschte. Seit einiger Zeit glaubte er, über sich etwas zu hören, ein leises Klopfen manchmal, das Rauschen eines Was-

serfalls. Eine Toilettenspülung? Oder das Zuschlagen einer Tür, dumpf nur und doch wie real. Es musste Einbildung sein. Seine Vorstellungskraft spielte ihm einen Streich. Die letzten Tage hatten das Auffüllen der Stille erfordert, es sogar herbeigezwungen. Anfangs hatte er nichts anderes als das Sausen in seinen Ohren vernommen, seine eigene Stimme, wenn er Selbstgespräche führte, oder seinen von Hunger gequälten Darm.

Wer mochte so viel Hass gegen ihn empfinden, dass er ihn seiner Tage beraubte oder der Nächte, in denen er sich in der Regel erholte? Nun war er permanent angespannt, ob bei Tag oder bei Nacht. Er merkte keinen Unterschied. Immer war das Licht diffus, die Luft schlecht und die Feuchtigkeit allgegenwärtig.

Er hatte versucht, anhand der Beschaffenheit des Bodens unter seinen Füßen herauszufinden, in welchem Teil der Schweiz er gelandet war. In Europa oder der Welt? Mit Böden kannte er sich aus, mit Sand, Lehm und Ton. Er verstand etwas von der Zusammensetzung von Schwarz- und Braunerde oder von Böden, die aus Kalkstein entstanden waren. Er wusste über Felsböden und Lockergestein Bescheid. Aber der Boden hier bereitete ihm Schwierigkeiten, ihn richtig einzuschätzen. Er hätte sich ebenso gut in einem Stollen wie auch in einer Grube im Wald aufhalten können. Die wahrgenommenen Geräusche entsprangen seiner Phantasie.

Der erste Schock, er würde hier nie mehr hinausgelangen, wich einer sachlichen Überlegung. Er *musste* hier raus. Es würde ihm vielleicht gelingen, eine Wand zu durchbrechen. Dass ihm das nicht eher in den Sinn gekommen war? Doch jede Bewegung kostete ihn Kraft. Quälende Kopfschmerzen plagten ihn, eine Folge des Schlags auf seinen Schädel.

Vielleicht würde er aus diesem Alptraum erwachen, und alles wäre gut.

Keine Tür, kein Zugang, weder eine Treppe noch eine Leiter. Da er keine Taschenlampe hatte, gelang es ihm nicht, die Decke über ihm näher zu betrachten. Der Strahl der Funzel warf einen runden Kegel über den Platz mit der Pritsche. Wie es über

ihm aussah, wusste er nicht. Wenn er seine Arme ausstreckte, vermochte er knapp mit den Fingerspitzen poröse Balken zu berühren. Dort oben musste eine Öffnung existieren. Eine Art Falltür, die als platzsparender Zugang diente.

Er schritt von einer Wand zur anderen. Er tastete alles genau ab, obwohl er diese Strecke schon mehrmals abgegangen war, auch dorthin, wo das Klo lag. Diesmal wollte er alles besser und genauer inspizieren. Es existierte bestimmt eine Möglichkeit, von hier wegzukommen. Man hatte ihn schließlich auch hierhergebracht. Zentimeter um Zentimeter tastete er sich voran, fasste an Holzstreben, Sperrholz und Mauerwerk, suchte nach Nägeln, Schrauben und alternativen Befestigungen, fuhr mit der flachen Hand über Unebenheiten und glatte Stellen, hoffte, einen geheimen Ausgang zu finden. Weder an den Seiten noch am Boden gab es eine Öffnung. Also musste sich diese an der Decke befinden. Die Chance, dorthin zu gelangen, war gleich null. Die Decke war zu hoch.

Er setzte sich desillusioniert auf die Pritsche. Man hatte ihn seiner Freiheit beraubt. Der Überfall auf ihn war schnell geschehen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er kannte den Grund nicht. Niemandem in seinem näheren Bekanntenkreis mutete er eine solch dreiste Tat zu. Er stützte seine Ellenbogen auf den Knien ab. Er war nie versiert gewesen, wenn es darum ging, in die Seelen seiner Mitmenschen zu blicken. Ihm mangelte es an Feingefühl.

Vielleicht könnte er die Pritsche so aufstellen, dass er an deren Seiten hochklettern konnte. Die Seitenstreben bestanden aus Eisenrohren mit einem Abstand von je zwei Dezimetern. Senkrecht aufgestellt, hatten sie die gleiche Funktion wie eine Leiter. Nur befürchtete er, diese könnte kippen, sobald er auf einer oberen Sprosse stand. Trotz seiner Bedenken musste er es ausprobieren. Es war an der Zeit, das Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Er hatte viel zu lange gewartet, in der Hoffnung auf ein Wunder.

EINS

Zwischen Brienzwiler und dem Brünigpass gab es eine Stelle, an der ein Felsvorsprung bedrohlich über die Straße hinausragte. Jedes Mal, wenn Max die Strecke mit seinem Cabriolet fuhr, glaubte er, den Kopf einziehen zu müssen.

An diesem frühen Morgen Mitte Juni leuchtete der Berg von innen. Ein mystisches Licht war es, das aus den Steinspalten zu kommen schien, ein Glühen und Aufblitzen. So etwas hatte er nie zuvor gesehen. Vielleicht aber lag es an diesem Tag, an seiner Laune oder seinen seltsamen Gedanken. Unweigerlich war die Idee da gewesen, jemand könnte einen Sprengsatz gezündet haben, oder es war das Zeichen eines Alarms, weil sich der Fels bewegte. Dieser stand nämlich unter permanenter Beobachtung. Regelmäßig wurden Reinigungen der Felswände durchgeführt, und die installierten Steinschlagschutznetze fingen herabfallende Gesteinsbrocken auf. Manchmal gab es Sprengungen.

Ein Restrisiko, dass da mal unvorhergesehen etwas herunterkam, bestand immer. Max hoffte, unversehrt vorbeifahren zu können. Um diese Zeit war wenig Verkehr. Auch das schien ungewöhnlich. Hatte er sich um eine Stunde verrechnet? Er prüfte das Smartphone, sah auf das Armaturenbrett. Alles wie gehabt. Um fünf Uhr war er von Milagros weggefahren. Er hatte bei ihr übernachtet, zum ersten Mal, seit sie in diesem Appartement am Brienzersee wohnte. Sie hatte ihn am Tag zuvor angefleht, er müsse sie sofort besuchen. Allein. Sie habe ein riesiges Problem, welches sie unmöglich am Telefon besprechen könne, und nach Hergiswil oder ins Drachenried wolle sie nicht kommen. Das könne er sich gleich abschminken.

Natürlich war es bloß eine faule Ausrede gewesen. Milagros hatte für ihn gekocht. Ihr Wunsch war es, wieder einmal nur mit ihrem Sohn zu dinieren – ohne »Nebengeräusch«, wie sie betont hatte. Damit hatte sie auf Fedes Mutter angespielt, die

sich mittlerweile eine kleine Wohnung in Stansstad gemietet hatte, möglichst in Fedes Nähe. Milagros und Priska zusammen: Das ging für Milagros gar nicht. Sie hatten es zwar geplant. Im letzten Jahr war es gewesen, nachdem sie den Fall in Stein am Rhein souverän gelöst hatten und Milagros Fedes Mutter sogar den Vorschlag unterbreitet hatte, eines ihrer Zimmer für sie als Malatelier einzurichten. Doch bereits im August hatte Milagros davon abgesehen. Den Grund für ihren Rückzieher hatte Max nie erfahren, und Fede hielt sich vornehmlich aus dem Ganzen heraus.

Wider Max' Befürchtung, Priska würde sich in sein und Fedes Privatleben einmischen, machte sie ihr eigenes Ding. Sie malte und collagierte und bemühte sich eigenständig um Ausstellungen. Nicht nur die Presse, auch Kulturkreise waren auf sie aufmerksam geworden, nachdem sie auf der Burg Hohenklingen für Furore und Medienpräsenz gesorgt hatte.

Max ließ den überhängenden Fels hinter sich. Von den Bergflanken gegenüber stürzten ergiebige Wasserfälle in die Tiefe. Der Regen im Mai und die Schneeschmelze verwandelten die grün bewaldeten Hänge in silbrige Kaskaden. Der Oltschibachfall stob so stark wie selten zuvor. Vom Haslital her stiegen Nebelschleier, die sich weiter oben mit dem blauen Himmel vereinten. Die mystische Stimmung blieb, bis Max den Brünig erreichte.

Hier nahm der Verkehr zu. Lkws und landwirtschaftliche Transporter quälten sich von Lungern her die Straße hoch. Die ersten Motorradfahrer an diesem Morgen vollzogen riskante Überholmanöver. Max stieß erleichtert Atem aus. Es war auf einmal alles so normal geworden. Auf dem Bahnhof in Lungern ließ er eine Apfelschorle und eine Nussstange aus dem Verpflegungsautomaten und setzte sich kurz auf eine Bank.

Milagros war noch im Bett gewesen, als er in aller Herrgottsfrühe ihre Wohnung verlassen hatte. Am Abend zuvor hatte sie zu tief ins Glas geschaut. Für Max war es fast ein wenig peinlich geworden. Sie hatte ihm ihr Leid geklagt, wie langweilig es an

diesem See sei, und die Wohnungen rundherum seien Geisterwohnungen geblieben. Kein Kinderlachen, keine erbaulichen Gespräche. Kurz darauf war sie auf die Hochzeit zwischen ihm und Fede zu sprechen gekommen, die selbstverständlich auch in diesem Jahr nicht stattfinden würde. Max machte sich keine Illusionen mehr.

Nichts Neues also bei Milagros. Sie hatte über ihr Alter geklönt und nicht verstanden, warum sich keiner mehr nach ihr umdrehte. Sie hatte eines ihrer alten Minikleider hervorgeholt, es angezogen und aus Max die Wahrheit herausgepresst. Er solle ihr sagen, ob sie darin einen guten Eindruck mache, sie, die früher bei jeder Gelegenheit glamouröse und teure Roben getragen hatte.

Das war Max zu viel geworden, und er hatte sich nach dem Aufräumen der Küche ins Gästezimmer begeben und die Tür mit dem Schlüssel abgeschlossen. Milagros' Protest würde bestimmt bald eintreffen.

Max fuhr nach der Pause Richtung Alpnach. Dort schlug er den Weg nach Stans und weiter zum Drachenried ein. Der Tag versprach eine erste vorsommerliche Verheißung zu werden. Auf den sattgrünen Wiesen grasten Kühe. Ihre Glockenklänge hallten über das Feld.

Fede war schon auf. Der Wind spielte mit ihren roten Locken, während sie Max mit der einen Hand lachend zuwinkte und mit der anderen Strähnen aus ihrem Gesicht strich. Offenbar hatte sie den Stall bereits ausgemistet und die Kühe gemolken. Eigentlich passte das alles nicht zu ihr. Wenn Max an ihre erste Begegnung im »Pilatuskeller« zurückdachte, war ihre Berufung als Bäuerin ein Kulturschock für ihn gewesen. Die Femme fatale mit eng anliegendem Kleid und den High Heels war Fede längst nicht mehr. Max tat es als eine Art Phase ab. In ihrer Brust wohnten zwei Seelen, obwohl sie von sich behauptete, nie nur ansatzweise zwischen ihnen hin- und hergerissen worden zu sein. Sie sei ambivalent. Sie liebte ihre Tiere und den Hof

genauso, wie sie ihren Beruf der IT-Spezialistin mochte. Alles, was sie tat, machte sie zu hundert Prozent.

Max stoppte haarscharf neben ihr, ließ den Motor absichtlich aufheulen, stellte ihn befriedigt ab, als er Fedes entsetzten Blick sah, und stieg aus. Der Geruch nach frisch gemähtem Gras wehte zu ihm her.

Er näherte sich Fede. Flüchtig küsste er sie auf den Mund, sie innig zu umarmen, gelang ihm nicht.

Sie wehrte ihn ab. »Du hast Post«, sagte sie knapp.

»Um die Zeit?« Es war noch nicht einmal sieben. Expressbriefe wurden ab acht Uhr ausgetragen, der Pöstler kam bei ihm um zwei Uhr, und Briefe an ihn waren nach Hergiswil adressiert.

»Der kam gestern an. Express und an dich. Ich getraute nicht, ihn aufzumachen.«

»Aus Angst, der Inhalt könnte dich anspringen?« Allein die Vorstellung ließ Max schmunzeln.

»Vielleicht, um mich vor unliebsamen Überraschungen zu schützen?« Nun lachte auch Fede. So schlecht aufgelegt, wie Max vermutet hatte, war sie nicht. »Es könnte ja Gift drin sein.«

Er ging zurück zu seinem Wagen und entnahm ihm das Handgepäck. Viel war es nicht. Seinen Anzug hatte er zusammengefoldet und in die Tasche gelegt. Wenn er mit Milagros dinierte, bestand sie darauf, er müsse sich chic anziehen. Früher hatte sie sogar eine Krawatte gewünscht. Das hatte er ihr schnell ausgeredet. Max stieß die Tür auf und betrat die Küche. Der Brief lag prominent neben einer Tasse kalter und unangerührter Milch. Max setzte sich und griff nach dem Umschlag. Er war von Hand beschriftet und in Sarnen aufgegeben worden. Trotz Eilzustellung fehlte der Absender. Es kam selten vor, dass Max private Briefe erhielt, schon gar nicht auf dem Drachenried. In der Regel kontaktierte man ihn über seine E-Mail-Adresse oder telefonisch. Er nahm ein Messer und schlitzte das Couvert auf. Daraus zog er ein zusammengefoldetes A4-Blatt. Wer tat denn so etwas? Doch Max erkannte die unregelmäßigen Buchstaben,

mal dicker, mal dünner, was unbestritten auf eine Schreibmaschine hinwies. Sein erster Gedanke galt einer betagten Person, die sich weigerte, den Computer zu benutzen. Noch mehr erstaunte ihn der Inhalt. Fünf Sätze:

Im Tunnel Kaiserstuhl liegt eine Leiche. Ich bitte Sie um eine sorgfältige Recherche. Wenn Sie die Polizei einschalten oder den Auftrag ablehnen, wird Ihre Mutter den Preis dafür zahlen. Beginnen Sie sofort! Weitere Einzelheiten folgen.

Den beigelegten Scheck sah Max erst jetzt.

Er war schon zu lange als Privatdetektiv tätig, als dass er von Psychologie keine Ahnung gehabt hätte. Bereits während der Zeit als Anwalt waren ihm die verschiedenen Charaktereigenschaften und Menschentypen vertraut gewesen. Als Detektiv hatte er sich zusätzlich Wissen angeeignet und sich in die Lehre von Carl Gustav Jung eingelesen. Der Schweizer Psychiater und Begründer der analytischen Psychologie hatte anhand von vier psychologischen Funktionen acht Persönlichkeitstypen klassifiziert. Max hielt sich jedoch lieber an das Big-Five-Modell, welches fünf Persönlichkeitseigenschaften beschrieb: Extraversion, Verträglichkeit, Gewissenhaftigkeit, Neurotizismus und Offenheit. Er hatte als Anwalt am meisten Erfahrung mit Menschen, die einen hohen Neurotizismus hatten. Menschen mit dieser Charaktereigenschaft waren anfällig für negative Emotionen wie Angst, Traurigkeit und Nervosität. Sie tendierten dazu, emotional instabil zu sein, erlebten häufiger Stimmungsschwankungen als andere und reagierten empfindlicher auf Stress und negative Reize.

Wichtiger aber war das, was Max selbst herausgefunden hatte. Menschen, die man nur einem Typ zuordnen konnte, gab es nicht wirklich. In jedem steckten verschiedene Eigenarten. Er versuchte, den anonymen Absender zu kategorisieren, was ihm nicht gelang. Auf jeden Fall duldeten diese keine Widerrede,

und wenn er damit drohte, Milagros etwas anzutun, sollte Max sich dem Auftrag widersetzen, war dies ernst zu nehmen. Der Absender übte Macht aus und spielte mit Max' Ohnmacht. Andererseits war es schwierig, über jemanden zu urteilen, den man nicht kannte und der sich nicht zu erkennen geben wollte. Ob sich der Fremde bewusst war, dass er gerade eine kriminelle Handlung vollzog? Das, was vor Max lag, verstand er als Drohung, sollte er den Forderungen nicht nachkommen.

Fedes Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. Sie zeigte auf den Brief. »Von wem ist er?«

»Ein neuer Auftrag. Allerdings eine seltsame Art von Auftrag. Du solltest ihn selbst lesen und mir verraten, was du davon hältst.«

Fede überflog das Geschriebene. »Keine Polizei ist ein Grund, die Finger davon zu lassen. Und warum gibt sich dieser Typ nicht zu erkennen?« Fede griff nach dem Check. »Hoppla, jetzt weiß ich, warum du zögerst. Wegen deiner Mutter. Aber so viel haben wir noch nie als Anzahlung bekommen. Es muss jemand sein, der das aus der Portokasse nimmt.« Fede wedelte mit dem Check vor Max' Nase herum.

»Noch wissen wir nicht, ob er gedeckt ist.«

»Ich fahre heute nach Stans und kann es überprüfen, sofern wir den Auftrag annehmen.«

»Haben wir eine Wahl?«

»Mal abgesehen von dem Check, denke ich nicht.« Fede nahm die Tasse mit der Milch zur Hand und trank sie auf einmal aus. Gedankenverloren strich sie sich den weißen Rand von der Oberlippe. »Es muss jemand sein, der deine Mutter gut kennt«, war ihre lapidare Feststellung.

»Kein Wunder bei ihrer Omnipräsenz.«

»Ich glaubte, das habe sich etwas gelegt.« Fede machte Anstalten, sich vom Tisch zu entfernen.

»Gegen ihre Bedenken, sie würde am Brienzersee vereinamen, trifft sie sich nach wie vor mit ihren Freunden und Bekannten. Im Gegensatz zu früher ist es einfach etwas ruhiger

geworden um sie. Aber das liegt auch daran, dass sie bequemer geworden ist.«

»Selbst schuld. Warum hat sie Priskas Freundschaft abgelehnt?«

Max horchte auf. Es war das erste Mal, dass sich Fede dazu äußerte.

Sie gab ihm ein Zeichen, nicht weiter darauf eingehen zu wollen. Vielmehr war sie jetzt auf den Check fixiert. »Ich kläre das ab, okay?« Sie griff nach dem Papier.

»Und dann? Wollen wir uns tatsächlich unter Druck setzen lassen?«

»Nein, aber ich begrüße die Arbeit. Ich meine, mit zwölf-tausend Schweizer Franken lässt sich in den nächsten Wochen gut leben.«

»Was, wenn wir veräppelt werden?«

»Max, ich wünschte, du wärst etwas spontaner. Gehen wir es an. Ich werde mich im Internet schlaumachen, ob jemand aus der Gegend als vermisst gilt. Dann fahren wir Richtung Lungern und sehen uns die Baustelle einmal aus der Nähe an.«

»Muss das heute sein?«

»Der Tag ist noch jung.«

Gelsa Burch verstand die Welt nicht mehr. Was so vielsagend begonnen hatte, war auf einmal weg. Keine SMS mehr, keine Mails, keine Anrufe. Auch die heimlichen Besuche blieben aus. Sogar die kleinen Geschenke, die er ihr jeden Tag in einem unbeobachteten Moment in ihrem Shop vorbeigebracht hatte, gab es nicht mehr. Keine Liebe, kein Lebenszeichen, nichts. Dabei hatte alles so hoffnungsvoll angefangen. Nach dreißig Jahren Ehe war sie aus dem Dornröschenschlaf erwacht. Ausgerechnet ein um neun Jahre jüngerer Mann hatte sie aufgeweckt.

An einer Lesung in Sarnen.

Nicht lange war es her. Sie hatte den Tag in ihrem Kalender

eingetragen. Der 18. September vergangenen Jahres war es gewesen, in einer Buchhandlung im Dorfzentrum. Den Namen hatte sie vergessen, denn sie hatte nur Augen für ihn gehabt. Es war Zufall gewesen, dass sie dort eintrat und sich unter die literaturaffinen Leute mischte, obwohl sie nicht gern Bücher las und von Poesie etwa so viel Ahnung hatte wie ein Pferd vom Sackhüpfen. Aber an diesem Abend hatte es in Strömen geregnet, und sie war ohne Schirm unterwegs gewesen. Der Plakatständer vor dem Buchladen war ihre Rettung gewesen, und sie hatte sogar Eintritt bezahlt, um das Unwetter draußen vorüberziehen zu lassen. Ein Autor, der gemäß Werbung bekannt war, hatte an einem runden Tischchen gesessen, vor sich ein Wasserglas und ein Buch, aus dem er, ohne aufzublicken, las. Keine Interaktion mit dem Publikum, das war ihr zuerst aufgefallen. Der Grauhaarige neben ihr hatte bereits nach der ersten Halbzeit geschlafen, und der Kopf der Dame schräg vor ihr war verdächtig zur Seite gerutscht.

Gelsa hatte ein wenig herumgeschaut. Hier hatten vorwiegend Grauhaarige gesessen. Sechzig plus, hätte man sie danach gefragt. Umso mehr war ihr der dunkelhaarige Mann, der in ihrer Sitzreihe ganz außen saß, aufgefallen.

Nach der Lesung war der Autor schnurstracks verschwunden, nachdem er ein Couvert, wahrscheinlich mit dem Honorar, in Empfang genommen hatte. Den Gästen war ein Apéro serviert worden, und man hatte sich über Literarisches ausgetauscht.

Plötzlich hatte er an ihrer Seite gestanden.

Gelsa ging vor die Tür. Der Frühsommer kam auch hier endlich an, zumindest der Bergfrühling mit einem Teppich voller Primeln, Narzissen und Löwenzahn. Die Bäume waren am Ausschlagen, und ein Hauch von Grün überzog die Zweige. Der Bach neben dem Haus sprudelte und grummelte. Es hörte sich wie die instrumentale Begleitung eines Liedes an. Es hätte ein fröhlicher Tag sein können, hätte dieses Gefühl der Verlassenheit sie nicht so sehr irritiert. Nach dem Aufstieg kommt

der Fall. Warum musste sie an diesen Satz denken? War sie zu übermütig gewesen? Sie ging auf die dreiundfünfzig zu und hatte ein paar Pfunde mehr auf den Rippen als in jungen Jahren. Aber das hatte ihn nicht gestört. Es sei ihre Ausstrahlung, hatte er ihr geschmeichelt, ihre Reife und die Lebenserfahrung. Dass sie beide mit anderen Partnern verheiratet waren, machte ihre Beziehung zwar schwierig, aber umso reizvoller.

Er war mit zwei Gläsern Prosecco an ihrer Seite aufgetaucht und mit der Bemerkung, wie langweilig es hier sei. Ob er auch vor dem Regen geflüchtet war? Sie hatte ihn nicht danach gefragt.

»Gelsi!« Norbert Burch fuhr mit geöffnetem Fenster die Straße herauf. Er hatte seinen Jeep mit Milchkannen beladen. Wenn Norbert nicht auf dem Bau arbeitete, stellte er Käse her, den Gelsa in ihrem kleinen Laden den Einheimischen und den Touristen anbot. Käse, Wurstwaren, Brot, Früchte, Gemüse und alles, was man täglich bedurfte, auch Hygieneartikel: Pflaster, Gesichts- und Haarpflege, Sonnencremes.

»Gelsi!«

Ihre Erinnerungen waren auf einmal weg und machten einem Ekel Platz, den sie vor ein paar Jahren nie für möglich gehalten hatte. Einst waren sie glücklich gewesen. Sie hatten früh geheiratet und im Abstand von je zwei Jahren vier Kinder bekommen. Gelsa hatte sich zufrieden gewähnt, auch wenn es zwischen Norbert und ihr nach dem letzten Kind zu keinen einvernehmlichen Intimitäten mehr gekommen war.

Gelsa wäre am liebsten im Haus verschwunden. Seit sie heimlich mit ihrer Affäre zusammen war, hatte Norbert seine letzte Attraktivität verloren. Sie ertrug es nicht, wie er sich bewegte, wie er aß und trank, wie er sich wusch und die Kleider anzog, wie er die Füße auf den Tisch legte, an dem sie in der Regel gemeinsam aßen. Wie er lachte und beim Sprechen fast spuckte. Norbert war alt und unansehnlich geworden und legte überhaupt keinen Wert mehr auf sein Äußeres.

Giuliano war anders. Er hatte Anstand, kleidete sich chic

und noch gut. Und er hörte ihr zu, ließ sie aussprechen, ohne auf sich selbst zu lenken.

»Kannst du mir beim Abladen helfen?« Norbert war endlich beim Eingang zum Stall angekommen. Tiere gab es keine dort. Diese hatte er längst ausquartiert. Zwanzig Kühe lebten bei seinem Bruder in Lungern. Sie teilten sich die Kosten. Norbert hatte den Stall zu seiner Käserei umgebaut. Für die Herstellung des Käses hatte er alle erforderlichen Maschinen, Werkzeuge und Gefäße angeschafft. Er bekam sogar vom Staat eine kleine Subvention dafür.

»Mach schon, hilf mir.« Norbert stieg unter lautem Gestöhne aus und ging um den Wagen herum auf die Rückseite, wo er die festgezurte Abdeckung öffnete.

»Du weißt, ich sollte nicht schwer heben wegen der Schmerzen in meinen Händen.«

»Halt einfach die Plane, mehr verlange ich nicht von dir.« Norbert setzte eine fröhliche Miene auf.

Wie sie diese Fratze hasste. Auch er hatte zugenommen. Aus dem einst agilen Mann war eine richtige Tonne geworden. Seinen Bierbauch trug er wie eine Monstranz vor sich her.

Giuliano. Warum meldete er sich nicht?

»Ist etwas?« Norbert musterte sie kritisch. »Was ist dir über die Leber gelaufen? Die monatlichen Beschwerden können es nicht sein. Diese hast du hinter dir.« Er spie Gift. »Du hast längst ausgedient ...«

Letzthin hatte er ihr an den Kopf geworfen, wie unmöglich er ihr neues Parfüm finde. Sie rieche wie eine in die Jahre gekommene Prostituierte. Ob er sich damit auskannte, hatte er ihr nicht verraten. Gut möglich, wenn er seine körperlichen Bedürfnisse von Zeit zu Zeit anderswo als zu Hause befriedigte. Arme Nutte, ging Gelsa durch den Kopf. Das hatte aber nichts mit ihr zu tun. Norbert hatte sich negativ verändert, und es war schleichend gekommen. Es lag in seinem Naturell, sich über sie böse auszulassen. Nichts war gut an ihr. Das hatte mit Erotik nichts mehr zu tun. Seine diesbezüglichen Witze

waren unterste Schublade. Kurz: Gelsa hätte ihn längst verlassen, wären ihr kleines Haus und der Stall abbezahlt gewesen. So kämpfte sie sich durch und erfreute sich an den heimlichen Treffen mit ihrem Lover.

Nur, wo war er bloß?

»Wo bist du mit deinen Gedanken? Komm, mach schon. Öffne wenigstens die Stalltür. Himmel, Sakrament. Weiber!«, schob er nach. »Je älter du wirst, umso phlegmatischer.«

Gelsa zog es vor, zu schweigen. Norbert hatte die grobe Sprache angenommen, die vorwiegend auf »seiner« Baustelle gesprochen wurde. Eine Frau war für ihn nichts anderes als ein Wesen, über das man sich lustig machen konnte, die für den Haushalt zuständig war und für ein gepflegtes Heim sorgte, die ihn pünktlich bekochte und seine Saufrumpfe bediente, die er am Samstagabend einlud.

Wie gepflegt sich doch Giuliano ausdrückte. Vor einer Woche hatten sie sich gesehen, bevor er nach Oslo reiste. Aber er hätte vor drei Tagen zurück sein sollen. Auf ihre Nachrichten reagierte er nicht, und wenn sie ihn anrief, ertönte der Anrufbeantworter. Gelsa hatte im Internet nach aktuellen Flugzeugabstürzen gesucht. Daran hatte sie zuerst gedacht, dass etwas geschehen war. Etwas Schreckliches. Keine Negativschlagzeilen, was das betraf. Planmäßig hätte Giuliano am Samstagmorgen in Zürich-Kloten landen sollen. Dass er Norwegen noch nicht verlassen hatte, war vielleicht auch eine Option.

Alles war äußerst seltsam und beängstigend. Aus irgendeinem Grund meldete sich Giuliano nicht. Ob ihm seine Frau auf die Schliche gekommen war? Unmöglich, dass sie von der Affäre wusste. Und wenn doch? Giuliano hatte ihr ein Foto gezeigt, von einer faden, spindeldürren Blondine. Er hatte sich nie negativ über sie geäußert. Dazu war er viel zu anständig. Nur, dass er sie nicht mehr liebe, das hatte er durchblicken lassen. Sie seien einfach zu verschieden, hatte er gesagt, und dass sie frigide sei. Dieses Wort gehörte nicht in Gelsas Vokabular. Sie hatte es auf der Suchmaschine nachsehen müssen. Verminderte Libido, aus-

bleibende sexuelle Erregung sowie Orgasmusstörungen waren ihr geblieben. An Giuliano mochte es nicht gelegen haben. Wenn er mit seiner Frau genauso einfühlsam umgegangen war, wie er mit ihr umging, lag es an seiner Frau. Es lag immer an der Frau.

»Gelsi! Heute haben wir etwas zu feiern.« Norbert hievte die Milchkannen vom Jeep. Seine Euphorie war unerträglich, und wenn er so gut aufgelegt war wie aktuell, war es schlimmer als seine übliche schlechte Laune. Wenn er vor Freude überschäumte, nahm er sich das Recht heraus, sie zu betatschen.

»Ich habe Schweißausbrüche«, klagte Gelsa, obwohl dem nicht so war. In den letzten Jahren hatte sie gelernt, wie sie sich mit allerlei Ausreden ihren Mann von der Pelle halten konnte. Sie ertrug ihn nicht mehr. Es funktionierte auch nicht, wenn sie die Augen geschlossen hielt und an nichts dachte. Sie überlegte, was er gesagt hatte. Er hatte also vor, mit ihr zu feiern. Sie hätte gern den Grund gekannt. Aber wenn sie Fragen stellte, fühlte Norbert sich stark und im Mittelpunkt. Diesen Gefallen wollte sie ihm nicht tun.

»Holst du schon einmal eine Flasche Sekt vom Keller?«

Sekt. Norbert trank nebst Bier und Größerem billigen Sekt. Giuliano zog Champagner allem anderen vor. Er hatte immer eine Flasche kalt gestellt und wunderschöne Kristallgläser, egal, wo sie gerade übernachteten. Dazu gab es Erdbeeren, auch im Winter. Giuliano hatte Stil.

Gelsa hätte gern mehr von ihm erfahren. Aus einem nicht plausiblen Grund hüllte er sich in Schweigen, wenn sie nach seiner Tätigkeit fragte. Giuliano wollte partout nicht darüber sprechen oder nur das, was er verantworten konnte. Sie war einmal nahe daran gewesen, ihn zu bespitzeln. Nachdem sie sich in einem Hotel in Sarnen getroffen hatten, hätte sie ihn beinahe mit ihrem Auto verfolgt. Vielleicht musste sie ihm noch etwas Zeit lassen.

»Ich mag keinen Sekt.« Gelsa blieb beim Jeep stehen. Sie schaute desinteressiert zu, wie Norbert die Milchkannen herunterholte.

»Und wenn ich dir sage, dass heute Abend unsere Kinder zu Besuch kommen?«

»An einem gewöhnlichen Dienstag?« Gelsa lachte auf. »Sie waren an Ostern nicht da, am Muttertag nicht. Warum um alles in der Welt sollten sie uns ausgerechnet heute und an einem Dienstag besuchen?«

Vor vier Jahren waren die Kinder innerhalb eines Jahres ausgeflogen. Nach einer dreijährigen kaufmännischen Ausbildung hatte der Älteste eine gut bezahlte Anstellung in einer Möbelverkaufsstelle gefunden, eine Zwei-Zimmer-Wohnung gemietet und war überzeugter Single geblieben. Das sagte er. Gelsa ahnte, dass er eine Beziehung zu einem Mann pflegte und es wegen Norbert nicht verriet. Dieser wäre sonst in Jähzorn ausgebrochen und hätte ihrer Erziehung Schuld gegeben, wie immer, wenn ihm etwas nicht in den Kram passte. Die Zweitälteste war mit ihrem Freund zusammengezogen. Gemeinsam betrieben sie eine Bar in Thun, in der auch die beiden Jüngsten angestellt waren. Wenigstens waren die Kinder gut versorgt und lagen ihnen nicht länger auf der Tasche.

Gelsa überlegte. »Du sagst, alle Kinder?«

»Im Gegensatz zu dir pflege ich Kontakt zu ihnen.« Norbert wischte sich über den Bart. Diesen hatte er sich erst noch wachsen lassen, aus Überzeugung, wie er meinte. Männer seines Schlages müssten ein Zeichen setzen.

Sein Schlag waren die temporären Tunnelbauer, die im Schichtbetrieb an der Verbindungsröhre Kaiserstuhl arbeiteten. Norbert hatte man per Zufall dort eingestellt, da er über praktische Erfahrung im Umgang mit Maschinen und Werkzeugen verfügte und der Freund seines Freundes ihn beim Baustellenleiter Sepp Kathriner empfohlen hatte. Einmal mehr hatte Norbert von der herrschenden Vetternwirtschaft profitiert. Wer wie und wo arbeitete, wurde am Stammtisch bestimmt. Gelsa fand es nicht nur seltsam, sie ahnte es schon lange. »Wann, hast du gesagt, werden die Kinder hier sein?«

»Ich habe keine Uhrzeit genannt, nur dass sie kommen.«

Norbert brummte etwas vor sich hin. »Die Bar in Thun hat dienstags und mittwochs geschlossen, und unser Ältester hat Ferien.«

Gregor, dachte sie. Als er das letzte Mal hier gewesen war, hatte er ihnen Gartenstühle eines Auslaufmodells mitgebracht. Sie wirkten wie die Faust aufs Auge neben den alten Möbeln, die sie bei ihrer Verlobung von Norberts Großeltern bekommen hatten – als Start in eine gemeinsame Zukunft. Die Möbel waren geblieben, die Zukunft war im Begriff, bachab zu gehen. Ob Gregor sie auch diesmal mit neuen Stücken beglücken würde?

»Du solltest einkaufen gehen«, schlug Norbert vor. »Unsere Kinder sollen etwas Happiges zwischen die Zähne bekommen. Du weißt, die Mädchen sind immer besonders hungrig. Zudem möchte ich nicht den Eindruck erwecken, dass wir es uns nicht leisten können.«

Gelsa schwieg. Sie wusste genau, was geschehen würde, wenn ihre Kinder zu Besuch kamen. Norbert würde sich aufspielen, prahlen, wie unentbehrlich er beim Tunnelbau sei und sich trotzdem um Haus und Käserei kümmern und dass es ihm finanziell gut ging. Gelsa würde wie immer im Schatten stehen, und die Tatsache, dass sie mit ihren verschiedenen Arbeiten im Minimum die Hälfte zu ihrem gemeinsamen Lebensunterhalt beitrug, würde unerwähnt bleiben.

Diesmal nicht. Dieses Mal würde sie nicht gute Miene zum bösen Spiel machen. Sie hatte genug vom Leben mit ihrem Mann. Eigentlich hätte sie ihn schon längst verlassen, wenn die monetären Verpflichtungen für ihr Haus nicht gewesen wären. Ein Rest von Mitverantwortung, was dies betraf, hinderte sie daran, einen Schlusstrich zu ziehen. Obwohl es ihr eigentlich hätte egal sein können.

»Hast du mich verstanden?« Norbert stemmte die Hände in die Seiten. »Geh einkaufen! Du hast genügend Geld. Oder hast du es bereits wieder verpulvert?«

Das sagte gerade der Richtige. Gelsa galt als sparsam, und für das Haushaltsgeld kam sie bis auf den letzten Rappen selbst

auf. Norbert fand es nicht nötig, sie für ihre Arbeit zu Hause zu entlohnen. Er war der große Profiteur. Und wenn er nach Feierabend im Restaurant Waldegg oder im Brünig Kulm seine Saufrumpene traf, war das die selbstverständlichste Sache der Welt.

»Ist ja gut«, erwiderte Gelsa in einem sanften Ton. Sie durfte jetzt keinen Streit vom Zaun brechen. Es hätte womöglich ihre Pläne durchkreuzt. »Ich hole nur mal schnell den Einkaufskorb und das Portemonnaie. Dann werde ich nach Lungern zur Metzgerei Gasser fahren.« Sie wartete Norberts Erwiderung nicht ab.

Auf dem Weg ins Haus spürte sie wieder diesen Schmerz in der Brust, der mit einem süßen Kitzel einherging. Giuliano. Warum meldete er sich nicht? Er hatte sich weder während seines Aufenthalts in Oslo gemeldet noch nach seiner Rückkehr. Oder war er gar nie außer Landes gewesen? Wollte er sie nicht mehr sehen und verleugnete sich nun?



»Bei dem großen Bauprojekt wird die Hauptverbindungsstraße zwischen Giswil und Lungern ins Nationalstraßennetz eingefügt, es dient dem Transitverkehr über den Brünig und entlastet die Kantonsstraße. Der Anschluss des Kantons Obwalden an die Innerschweiz wird damit verbessert. Das Kernstück bildet der 2,1 Kilometer lange Tunnel Kaiserstuhl. Der Bundesrat hat im Juni 2013 den Tunnelbau genehmigt«, wusste Fede. »Der Vortrieb begann am 1. Juli vor zwei Jahren mit dem Anspitzen und der traditionellen Segnung der beiden Figuren der heiligen Barbara. Sie ist die Schutzpatronin der Bergleute und Mineure.«

»Anspitzen?« Max parkte seinen Ford Mustang auf einem der gekennzeichneten Parkplätze im OWi-Land und freute sich bereits auf einen Kaffee im Hotel Kaiserstuhl. »Kannst du es mir erklären?«

»Das ist der Moment, bei dem man den Fels anspricht. Sym-

bolisch und technisch wird der Fels geöffnet. Der Vortrieb beschreibt dann das Vorankommen im Tunnel auf der definierten Achse, immer den Standort, wo die aktuelle Tunnelbrust ist.«

»Sag mal, hast du in der Vergangenheit beim Tunnelbau mitgearbeitet?«

»Das ist der Unterschied zwischen dir und mir«, flachste Fede. »Ich bereite mich auf einen Fall vor. Und wenn es dich interessiert, der Erkundungsstollen wurde bereits im Januar 2021 erstellt, um die geologischen Verhältnisse zu eruieren.«

»Vielleicht liegt die Leiche im Erkundungsstollen.« Max versuchte es sich plastisch vorzustellen. Es passte ihm nicht, wenn Fede ihn mit ihrem Wissen übertrumpfte. »Wir sind hier, um eine Leiche zu finden«, schob er kleinlaut nach. Er sah sich um. Im Gegensatz zu früher hatte sich die Gegend komplett verändert. Dort, wo man gerastet hatte, standen Lkws und Baracken, und vom Parkplatz aus spannte sich eine provisorische Fußgängerbrücke auf die andere Seite. Das OWi-Land schien ganz von Bauarbeitern besetzt zu sein. Bergseitig erhob sich der Chaiserstuhlwald. Die Baustelle lag im Schatten, von Baumaschinen aufgerissen, eine geschändete Landschaft. Bis hier alles renaturiert war, würde es dauern. Hinter dem Restaurant dehnte sich ein Wäldchen aus und verdeckte die Sicht auf die Schneggenweid an der Giswileraa.

»Das werden wir sehen.« Fede öffnete die Autotür und schwang ihre Beine auf den Asphalt. »Möglicherweise existiert in diesem Stollen eine Rollbahn, um den Abtransport des Ausbruchmaterials zu gewährleisten. Vielleicht hat man damit sogar die Leiche befördert.«

Max ging nicht darauf ein. Er hatte mit dem Vorarbeiter Kontakt aufgenommen, mit dem Vorwand, er komme von einer Zeitung und würde gern über den Tunnelbau berichten. Er ahnte, dass Manuel Rohrer ihm diese Ausrede nicht abnahm. Er hatte gezögert, dann gelacht und ihm unmissverständlich zu verstehen gegeben, er solle ihn nicht zum Narren halten. Trotzdem hatte er für ein Gespräch zugesagt.

Max hatte sich mit ihm im Infopavillon beim Nordportal verabredet. Dieser stand exponiert auf einem Platz, den es früher in dieser Größe nicht gegeben hatte.

Der Verkehr vom Brünig her zog an. Eine Kolonne wälzte sich talwärts. Bis der Tunnel fertig erstellt war, würde es dauern, er versprach aber nebst mehr Sicherheit eine Entlastung für Anwohner im Tal.

»Ich glaube, das ist er«, hörte Max Fede sagen. »Der Typ mit der Brille.« Sie wies auf einen bulligen Mann in der Nähe des Pavillons. Er trug einen grauen Overall mit Reflexstreifen und darüber eine Warnschutzweste. Er hielt einen weißen Bauhelm mit Kinnriemen und Stirnlampe in der Hand.

Fede ging voraus, was Max ihr übel nahm. Sie waren ein Couple. Es galt, gegen außen gemeinsam aufzutreten.

Er hastete hinter ihr her. »Überlege dir gut, was du sagst. Wir dürfen nicht den Eindruck erwecken, dass wir jemanden suchen. Wir interessieren uns einfach für den Tunnel, klar?«

Fede wandte sich zu ihm um. »Lass mich mit ihm sprechen.«

Max hielt sie am Arm zurück. »Falls es tatsächlich eine Leiche im Tunnel gibt, ist der Vorarbeiter schon mal verdächtig.«

»Sei nicht albern.«

Warum musste sie ihn zur Schnecke machen? Oft riss sie alles an sich. Sie entschied, Max hatte das Nachsehen.

»Wir waren beide einverstanden, den Fall zu übernehmen.« Fede löste sich aus seinem Griff. »Weißt du eigentlich, was du willst? Langsam habe ich dein Hin und Her satt, lieber Max. Du nervst.«

Er nervte sie. Nicht gut. Nachdenklich peilte er den Pavillon an und grüßte von Weitem den Vorarbeiter. Was Fede diesem sagte, verstand Max nicht. Ihrer Gestik nach zu urteilen, ging es um ihn. Hoffentlich erwähnte sie das anonyme Schreiben nicht. Aber heute war Fede alles zuzutrauen. Er spürte es. Ihr musste etwas über die Leber gekrochen sein.

War er wirklich so unausstehlich in letzter Zeit, wie Fede behauptete? Er sei eine Memme, war noch das Netteste, was

sie ihm angedichtet hatte. Er schluckte den Ärger hinunter. Aber er wusste, wenn er Fede behalten wollte, musste er sich zusammenreißen und eine fröhlichere Art einschlagen.

Manuel Rohrer entpuppte sich als sympathischer Mittvierziger mit schwarzen, kurzen Haaren und einem Schnurrbart, der Max an Freddie Mercury erinnerte. Seine grünen Augen stachen unter buschigen Brauen hervor. Sein Blick ließ auf einen eigensinnigen Charakter schließen.

»Das ist mein Freund Max von Wirth«, stellte Fede ihn vor.
»Er hat mit Ihnen telefoniert.«

Was diesem Gespräch vorausgegangen war, konnte Max nicht einmal ahnen. Er reichte Rohrer die Hand zum Gruß. »Danke, dass Sie sich Zeit für uns nehmen.«

Rohrer setzte ein verkniffenes Grinsen auf. »Von der Zeitung sind Sie wohl nicht. Die Journalisten kenne ich mittlerweile gut. Und über den Tunnelbau schreiben wollen Sie bestimmt nicht. Der Name Max von Wirth ist in unserer Gegend nicht unbekannt. In den letzten Jahren haben Sie viel von sich reden gemacht.« Wenn er lachte, entblößte er ein unregelmäßiges Gebiss. »Nur erinnere ich mich nicht mehr, was genau Ihr Job ist.«

Ob er sich gerade über ihn mokierte?

»Ich möchte ein Buch über die Untertagearbeit schreiben«, kam Fede Max' Antwort zuvor. »Max von Wirth wird mir bei der Recherche behilflich sein.«

»Und Sie sind?« Rohrer sah sie geringschätzig an. »Eine Schriftstellerin?«

»Federica Hardegger, sorry, habe ich meinen Namen nicht genannt. Ich schreibe wissenschaftliche Bücher, unter anderem über die Auswirkungen des Tunnelbaus auf unsere Berge.« Auf den Mund gefallen war sie nicht. »Die Schweiz ist gelöchert wie ein Ameisenhaufen.«

Dass sie nicht auf den Emmentaler Käse zu sprechen kam, rechnete Max ihr hoch an. Er grinste vor sich hin. Trotz der momentanen ambivalenten Gefühle ihr gegenüber musste er sich eingestehen, dass sie ihn immer wieder zum Lachen brachte.

»Und was wollen Sie damit andeuten?« Rohrer musterte zuerst Fede, dann Max mit gerunzelter Stirn.

»Wir leben heute im Zeitalter der Erosionen. Die Berge brechen ab. Fels kommt herunter ... ein natürliches Phänomen, welches man vor allem in unseren Alpen beobachten kann.«

»Aha, und nun glauben Sie, ein Tunnelbau könnte so etwas noch vorantreiben?« Rohrer verzog sein Gesicht. »Hören Sie, bevor man einen Fels aushöhlt, werden Gesteinsproben genommen und Berechnungen gemacht. Ich denke, Sie sind ein Laie auf diesem Gebiet.«

»Darf ich mich davon überzeugen?«

»Wovon? Von Ihrem fehlenden Fachwissen?«

Fedes Blick hätte töten können. Max kannte diesen Ausdruck in ihrem Gesicht. Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass sie nicht konterte. Damit hätte sie am Ziel vorbeigeschossen, noch bevor sie ihre Aufgabe begonnen hatten.

»Sind Sie als Autorin oder als Kontrolleurin hier?« Rohrer amüsierte sich sichtbar. »Im Laufe unserer Arbeiten und seit der Pavillon hier steht, habe ich mir schon viele sonderbare Bemerkungen anhören müssen, aber Ihre übertreffen alle.« Rohrer schaute auf seine Armbanduhr. »Tja, melden Sie sich im Pavillon für eine Besichtigung des Tunnels an. Sporadisch werden diese durchgeführt. Nur leider heute nicht mehr.«

ZWEI

Im Südwesten erhoben sich spektakuläre Klippen. Es war das Bild, das Arun in Erinnerung geblieben war. Die Steilküste und das kristallklare Wasser, das Leben versprach. Sicherheit, Sauberkeit und eine Zukunft. Dann die Spiaggia dei Conigli, die mit ihren traumhaften Stränden warb. Dort waren sie gestrandet. Später hatte er alles in Kauf genommen, was an Entwürdigendem ihn heimsuchte. Hier war doch nicht alles Gold, was glänzte. Und für die staubige, nach Urin riechende Einöde hatte er bloß ein schwaches Lächeln übrig. Man hatte ihn zum Hotspot von Lampedusa gebracht, wo man seinesgleichen vorübergehend eine Bleibe gewährte.

Er hatte es geschafft. Nur das zählte. Er hatte seinem Heimatland Bangladesch den Rücken gekehrt, nachdem er in Sunamganj während des Hochwassers seine ganze Familie verloren hatte. Seine Frau, sein Kind und seine Eltern. Und den Job im Straßenbau. Die Straße existierte nicht mehr. Die Illusion, seine Familie vernünftig ernähren zu können, war geplatzt. Seit einem halben Jahr stand er ohne etwas da, mit Ausnahme seines Überlebenswillens. Er glaubte nicht mehr an ein Karma. Vor drei Jahren hatte er seine beiden Brüder an das Denguefieber verloren und ein Jahr davor seine einzige Schwester. Sie war an einer Gehirnentzündung gestorben, verursacht durch das Japanische-Enzephalitis-Virus.

Arun wurde von einem Wachmann unsanft durch die Öffnung eines Gittertors geschoben, welches zu einer zwei Meter hohen Umzäunung gehörte. Er landete auf einem versifften Platz, an dem unzählige Leidensgenossen dicht aneinandergedrängt auf dem Boden saßen, mit Mützen und Handtüchern auf dem Kopf, um sich vor der sengenden Junisonne zu schützen. Sie alle wollten nur eines: eine Zukunft mit Perspektiven. Am Morgen sei im Hafen ein Rettungsboot der italienischen Ma-

rine eingetroffen, munkelte man. Das bedeutete nichts Gutes. Es hieß, ein überfülltes Schlepperboot sei gekentert und ein Drittel der Geflüchteten habe man nicht mehr retten können. Arun fröstelte trotz der trockenen Hitze.

Vor einer Woche war er ebenso hier gelandet. Nur hatte er mehr Glück gehabt. Das Meer war ruhig gewesen, als sie frühmorgens vom fast hundert Seemeilen entfernten Sfax losgefahren waren. Sie hatten die Insel im Mittelmeer noch vor dem Einnachten erreicht und waren in der Folge von der Küstenwache bis zum Hafen begleitet worden. Wider Erwarten hatte man sie an Land gelassen.

Vor zwei Tagen hatte das Wetter kurz umgeschlagen. Es war stürmisch gewesen und das Meer unberechenbar. Heute brannte die Sonne wieder glühend heiß vom Himmel. Täglich trafen viele Menschen ein, hauptsächlich junge Männer. Auch Arun gehörte zu ihnen, die sich in Europa ein besseres Leben erhofften und vor allem Arbeit.

Es war laut auf dem Platz vor der Contrada Imbriacola, dem zentralen Aufnahmезentrum für Migranten. Bislang hatte Arun hier ausgeharrt. Er hatte draußen geschlafen und sich von Keksen ernährt. Er hatte viel Zeit investiert, die Umgebung auszukundschaften, sofern es ihm im umzäunten Teil möglich war. Er hatte Menschen kennengelernt, hingehört, worüber sie erzählten, war aber nie näher auf sie eingegangen. Zu viel Energie, die nicht mit seiner einherging. Er hatte sich vorgenommen, sich nicht von jemandem beeinflussen zu lassen. Es galt, sich allein durchzuschlagen. Nur so würde er Aussicht auf Unabhängigkeit haben. Und ohne Anhang würde es leichter sein, einen Schlupfwinkel aufzuspüren. Einer wurde weniger bemerkt als eine Gruppe. In den letzten Wochen hatte er gelernt, wie er sich benehmen musste, um nicht aufzufallen.

Schweißnasse Leiber drängten sich aneinander. Es waren mehr Menschen vor Ort, als dieser aufzunehmen vermochte. Es fehlte an Trinken, an Essen und an medizinischer Versorgung, überhaupt an einem Konzept. Auf dem Platz beim Neben-

gebäude beteten Muslime mit Blick nach Mekka, in einer sich wiederholenden Abfolge von Bewegungen: stehen, verbeugen, niederwerfen, während sie Allah lobpriesen.

Arun wandte den Blick ab. Er war als Hindu aufgewachsen, obwohl in seinem Heimatland der Islam die Staatsreligion war. Doch die Verfassung garantierte Glaubensfreiheit anderer Religionen.

Ein Durcheinander an Sprachen beherrschte die Szenerie. Trotz des Geschwafels glaubte Arun, jemand riefte seinen Namen. Er legte die Hände an die Ohren, formte sie wie eine Muschel und konzentrierte sich.

»Dov'è Chowdhury?« Ein bewaffneter Typ, wahrscheinlich ein Mann des Grenzschatzes, steuerte auf die Männer zu, die sich auf dem Boden niedergelassen hatten.

Arun sah in betrubte Gesichter. Niemand schien auf den Mann mit der Pistole zu hören.

»C'è qualcuno qui che si chiama Chowdhury? Arun Chowdhury?«

Arun wusste nicht, wie er darauf reagieren sollte. Bistlang hatte man ihn kaum beachtet. Die Leute hier verstand er nicht. Niemand von ihnen sprach Englisch, und die paar Brocken Italienisch, die er sich angeeignet hatte, nutzten ihm bis anhin wenig. Ob dieser Aufruf etwas Positives oder Negatives bedeutete? Er hatte seine Papiere abgeben müssen, kurz nachdem sie im Hafen von Bord gegangen waren. Eine Kopie trug er in seinen Schuhen. Er sah sich um. Die meisten, die hier angekommen waren, hatten die erste Euphorie verloren. Diese war einer Lethargie gewichen. Hatte man sich auf dem Meer gegen das Gedränge abgemüht, kämpfte man jetzt für PET-Flaschen Mineralwasser und ein bisschen Schatten.

»Arun Chowdhury!«

Nun war es ein Befehl, dem man sich nicht widersetzen durfte. Der stämmige Mann baute sich vor Arun auf. Grimmig dreinblickend, aber nicht furchteinflößend wies er auf seine Pistole am Gurt. Arun ließ sich von dessen Aussehen nicht täu-

schen und noch weniger von dessen Gebärden. Beherzt machte er einen Schritt vorwärts und sprach den Mann in Englisch an. »*Ich* heiße Arun Chowdhury.«

Der Mann schenkte ihm kurz ein Lächeln, das wahrscheinlich mehr seinem Erfolg galt, ihn gefunden zu haben, als der Sympathie für sein Gegenüber. »Mitkommen!«

Arun fiel auf, wie Bewegung in die Menschen kam. Wer auf dem Boden gesessen oder gekauert hatte, richtete sich auf, und wer mit verschränkten Armen an den Mauern gestanden hatte, machte ein paar Schritte vorwärts, wohl in der Meinung, dass es endlich weiterging. Sofort waren Wachmänner zur Stelle, welche die Meute in Schach zu halten versuchten. Hunger, Durst und die unsägliche Hitze an der prallen Sonne trieben die Menschen voran. Auch die Betenden hatten sich erhoben. Wie eine Walze bewegten sie sich fort.

Der Mann zog Arun aus dem Gefahrenbereich, in dem er sich wähnte, schritt mit ihm über einen weitläufigen Platz jenseits der Mauern und des Stacheldrahtes und steuerte ein flaches, lang gezogenes Gebäude an. Arun fiel das Logo des »Croce Rossa Italiana« auf. Vor dem Haus standen Menschen Schlange. Nicht jeder der Eingewanderten hatte die Reise so gut überstanden wie er. Viele waren dehydriert oder hatten psychische Probleme.

Arun hatte seine eigenen Seelenwunden verdrängt. Vielleicht hatte er sie nie zugelassen. Als das Wasser gekommen war, hatte er gekämpft und versucht, sein einziges Kind aus den Fluten zu retten. Seine Frau hatte es einfach weggeschwemmt. Er hatte sie nie wiedergesehen, nicht einmal ihren Leichnam. Dann war diese Wand auf ihn zugerollt, eine Wand aus Holz. Verzweifelt hatte er die Hand seines Sohnes festgehalten. Die Wand war stärker gewesen. Sie hatte den Kleinen erschlagen. Er hätte ihn retten können, wäre die Wand nicht gewesen. Die Zeit zwischen dem Entscheid des bewussten Ertrinkens und dem Drang, am Leben zu bleiben, war zu kurz gewesen. Arun war seinem Instinkt gefolgt. Überleben.

Heute hätte er sich anders entschieden.

Das Gebäude war schlicht und zweckdienlich. Der Mann schritt durch einen langen Korridor, von dem mehrere Türen weggingen. Er stieß die letzte auf und betrat einen einfach eingerichteten Raum. Hier drin war es kühler als draußen. Ein Ventilator sorgte für ein angenehmes Klima. Arun setzte sich auf Geheiß auf einen der Stahlstühle, die verteilt herumstanden. Der Mann sank auf einen Polstersitz hinter einem Tisch. Durch das Fenster schimmerte ein bleierner Himmel. An der einen Wand war eine Landkarte von Lampedusa angebracht. Der Hotspot war rot eingekreist – mitten auf der Insel.

Hier war er nun, im Zentrum eines Eilandes, wo der Flughafen nicht weit entfernt lag und es ein Katzensprung bis zu einem lebenswerteren Dasein war. Arun war sich bewusst, dass er sich auf einem dünnen Grat bewegte, zwischen Bleiben und Rückführung. Zwischen Annahme und Abweisung. Dass das kleine Ferienparadies im Mittelmeer im Grunde eine Hölle war, wollte er dennoch nicht glauben.

Der Mann blätterte jetzt in einem Ordner. Daneben lag ein dunkelgrüner Pass, den Arun als seinen identifizierte. »*Sono Signore Gambino.*« Der Mann sah endlich auf und hielt Aruns Blick über längere Zeit stand. »*Parli italiano?*«

»*Un po' ...* ich spreche Englisch oder Deutsch.«

Gambino machte große Augen. »Du hast im Straßenbau gearbeitet?«, fragte er auf Deutsch. Er duzte ihn.

Dass Gambino gerade diese Tatsache hervorhob, verwunderte Arun. Trotzdem war er ihm dankbar, dass er den Tod seiner Familie nicht erwähnte. Es hätte zu viel in ihm aufgewühlt und die Bilder, die er in den letzten Wochen zu verdrängen versucht hatte, wieder hervorgeholt. Er musste schlucken. »Ja, hab ich.« Was hätte er sonst sagen sollen? Wenn er die Straßen auf der Insel mit den Straßen in Sunamganj verglich, konnte er mit seinem Wissen nicht prahlen. Vielleicht würde er in Europa etwas dazulernen und mit dem Gelernten irgendwann einmal nach Bangladesch zurückkehren können. Das Material, welches man in seiner Heimat für Haupt- und Regionalstraßen

verwendete, war Bitumen und wies eine glatte Oberfläche auf. Regelmäßig wurde es bei Überschwemmungen zerstört.

»Hallo ... ich spreche mit dir.«

Arun schrak aus seinen Gedanken. »Ja, ja, ich war Bauarbeiter und war beim Bau von vielen Straßen in Sunamganj dabei.«

»*Ma dove diavolo si trova questo posto?*« Gambino sah auf die Blätter auf dem Tisch. »Bangladesch«, gab er sich gleich selbst die Antwort.

Arun hatte nur das letzte Wort verstanden.

»Ich hätte eine Arbeit für dich. Wo hast du Deutsch gelernt?«

»Mein Vater war Gastarbeiter in Berlin ... durch Beziehungen. Ist lange her. Er hat oft mit mir Deutsch gesprochen. Es ist eine sehr, sehr schwierige Sprache.« Mehr wollte er nicht dazu sagen.

»Ich denke, in deinem Fall ist sie ausbaufähig ... das heißt, sofern du es dir zutraust, in der Schweiz zu arbeiten.«

In der Schweiz! Was für ein Segen. Wenn Arun in der Schweiz Arbeit bekam, wäre das mehr, als er sich je einmal hatte vorstellen können. Es ging nichts über ein paar Sprachkenntnisse. Trotzdem wollte er dieses Angebot mit Vorsicht genießen. Wenn er an seine dreimonatige Odyssee zurückdachte, vermochte er sein Glück kaum zu fassen.

»Du zögerst?«, fragte Gambino.

»Ich bin es nicht gewohnt, dass es plötzlich so zügig vorangehen sollte.« Arun versuchte, aufrecht zu sitzen. Die letzten Tage hatten ihn zermürbt, und er hatte Hunger. Das nahm er jedoch gern in Kauf, wenn es für ihn Arbeit und einen geregelten Lohn bedeuten würde. In die Schweiz. Er glaubte zu träumen.

»Ich kenne deine Papiere«, warf Gambino ein. »Es ist nicht üblich, dass wir solche Papiere und die Pässe zu Gesicht bekommen. Viele im Auffanglager sind Papierlose – ob berechnend oder nicht«, ergänzte er. »Nicht jeder, der hier ankommt, kann ein Curriculum Vitae vorweisen, schon gar nicht ein solches.« Er zeigte auf den Ordner. »Du beweist Mut, indem du Transparenz geschaffen hast. Erzähle von ...« Gambino überlegte,

was Arun an dessen gekrauster Stirn sah. »Von Sunamganj. Was genau hat dich veranlasst, deine Heimat zu verlassen?«

Arun spürte, wie er innerlich zusammenbrach und sich etwas Stechendes wie eine Lanze in sein Herz bohrte. Transparenz, hatte Gambino gesagt. Er müsse auch hier Einblicke gewähren, in ein Leben, das so weit weg war und doch so nah. Bilder, die er jeden Morgen zu verdrängen versuchte, denn nachts suchten sie ihn heim. Beim Einschlafen, in seinen Träumen und in der Zeit, in der er wach auf der Matratze lag. Dann sah er sie, die riesige braune Wand, die sich auf ihn zuschob, in den schwarzen Fluten. Shivins Gesicht, seine weit aufgerissenen Augen, in denen er seine nackte Angst erkannte. Die Verzweiflung war allgegenwärtig. Immer wieder. Tausende Male erlebte er die Tragödie von Neuem. Tausend Gedanken, wie er es hätte besser machen können, damit sein Sohn überlebt hätte. Arun hatte versagt. Es waren die schrecklichsten Momente seines Lebens gewesen, sein eigen Fleisch und Blut zu verlieren, die innige Verbundenheit zwischen ihm und seiner Frau Ayesha, das einzige Band der Liebe. Keine Seele war ihm geblieben. Nicht einmal die seiner Eltern. Wie hätte er dieses Schicksal benennen können? Gehörte es ebenso zu seinem Lebenslauf?

»Ich habe meine ganze Familie verloren, an einem einzigen Tag.« Arun spürte den würgenden Klumpen, der ihm den Atem nahm. »Mein Haus hat es weggespült ... ich erinnere mich nicht, wie alles geschah. Auf einmal war es da, das große Wasser und mit ihm der Schlamm. Ein Monsun war der Grund, ein Unwetter, wie ich es in der Vergangenheit nie erlebt hatte. Der Fluss in unserem Dorf trat binnen weniger Minuten über die Ufer. Die Straße wurde zu einem Strom und riss alles mit, was sich ihm in den Weg stellte. Nach diesem Ereignis habe ich versucht, mit meinen Leuten, die es überlebten, den Schutt zu beseitigen und eine Straße wiederherzustellen, damit es uns gelang, zu den anderen Dörfern zu kommen ...«

»Eine Sisyphusarbeit, nicht wahr?« Gambino ließ einen Wimpernschlag lang ein Zeichen der Empathie aufkeimen.

Arun wusste nicht, wie er ihn einschätzen sollte und ob er ihm überhaupt trauen durfte. »Vielleicht verstehen Sie, warum ich aus Bangladesch weg wollte.«

»Ich verstehe, die Arbeitslosigkeit ist dort sehr hoch, und die Lebensqualität sinkt mit jedem weiteren Jahr, in dem nichts gegen die Klimakrise getan wird. Bangladesch leidet im Besonderen. Überschwemmungen, Zyklone und Meeresspiegelanstieg lassen die Hoffnung sinken. Viele deiner Landsleute haben es geschafft, dieser Misere zu entkommen, nicht wahr?«

Arun musste sich räuspern. Was wusste Gambino? Meinte er es ehrlich, oder wollte er ihn bloß um den kleinen Finger wickeln? War seine Bemerkung zynisch? »Bangladesch ist eines der am dichtesten besiedelten Länder der Welt. Über hundert-siebzig Millionen Einwohner leben auf einer Fläche, die kleiner ist als Deutschland. Ja, dort herrscht eine hohe Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung vor allem bei jungen Männern. Armut und Inflation verschärfen die Situation, und die Perspektivlosigkeit nimmt zu.«

»Darum sehen viele die Migration als einzige Chance«, gab Gambino klein bei. »Bangladesch hat seit Jahrzehnten eine starke Arbeitsmigration, insbesondere in den Nahen Osten und nach Südostasien.«

»Das ist richtig.« Arun verschränkte die Arme. Er hatte das Bedürfnis, sich gegen Gambino zu schützen, wollte nicht noch mehr von sich preisgeben. »Nach Saudi-Arabien, in die Vereinigten Arabischen Emirate und nach Katar oder nach Malaysia. Ich aber wollte nach Europa. Man hört und sieht nur Gutes –«

»Wie bist du nach Lampedusa gekommen?«, unterbrach ihn Gambino.

Achtung! Das konnte eine Fangfrage sein. Arun blieb in der abwehrenden Position sitzen. »Ich hatte etwas Geld und reiste mit dem Flugzeug nach Nordafrika. Ich gelangte über Libyen an die Mittelmeerküste.«

»Mit dem Ziel Italien?« Gambino sah ihn eindringlich an.

»Ich habe keine Freunde hier. Aber man hört so einiges –«

»Aha, du denkst an die bangladeschische Diasporagemeinschaft, nicht wahr? Die gibt es seit den 1990er-Jahren, sie dürfte mittlerweile über hundertfünfzigtausend Mitglieder haben.«

»Das weiß ich nicht.« Natürlich war das ein Thema gewesen, bevor er sich auf den Weg gemacht hatte. Wenn alles schief lief, würde er sich Hilfe bei der Diaspora suchen. Diese Option ließ er offen. Er war froh, dass es sie gab, aber nicht unbedingt erpicht darauf, sie kennenzulernen.

»Du hast sicher viel bezahlt, um mit den Schleppern nach Italien zu kommen, nicht wahr?«

Jetzt wurde es ungemütlich. Arun wollte nicht verraten, wie solche Schleppernetzwerke von Libyen aus die Nachfrage nach Italien bedienten. Auch für ihn war das die einzige Möglichkeit gewesen, seine Vergangenheit hinter sich zu lassen. War es schlecht, dem Rat eines Schleppers zu folgen? Arun hatte fast sein ganzes Vermögen hergegeben. Aber er hatte nichts mehr zu verlieren. »Es bedingt, dass ich Arbeit finde und meinen Lebensunterhalt verdiene«, versuchte Arun einer konkreten Antwort auszuweichen. Er wollte nicht, dass die Schlepper seinetwegen ein Problem bekamen. Nie mehr von sich preisgeben als nötig, war oberstes Gebot.

Gambino schlug den Ordner zu. »Gut, ich werde dich zu deiner neuen Unterkunft fahren.«

»In die Schweiz?« Arun hatte keine Ahnung von den Distanzen in Europa. Lampedusa war eine Insel. Er müsste sie mit dem Flugzeug oder einem Schiff verlassen.

»Vorerst nicht.« Gambino verzog seinen Mund, was eine gewisse Arroganz durchsickern ließ. »Zuerst muss ich weitere Musterungen durchführen. Erst dann lohnt es sich für mich, dass du von hier wekommst.«

Nichts war so gelaufen, wie Fede es sich vorgestellt hatte. Trotz ihres Charmes hatte sie den Vorarbeiter Manuel Rohrer nicht

überreden können, ihnen den Tunnel zu zeigen. Er hatte Lunte gerochen und ihren Bluff aufgedeckt. Fede hatte die Umgebung akribisch gemustert, die zurückkehrenden Arbeiter beobachtet und wohin sie ihre Werkzeuge brachten. Eine Baracke war es gewesen, wo sie Arbeitskluft, Helme und Lampen deponierten. Es wäre ein Leichtes gewesen, dort einzubrechen. Die Tür war lediglich mit einem Vorhängeschloss abgeriegelt. Um ihr Vorhaben umzusetzen, hätte es deren Nachtruhe bedurft. Da aber auch nachts am Tunnel gebaut wurde, würde es schwierig sein, unbemerkt nach einer Leiche zu suchen. Zudem wussten sie nicht einmal, wo genau diese lag – im Seitenstollen oder im bereits vorangetriebenen Hauptteil? Und, diese Befürchtung quälte sie schon länger, sie hatte keine Ahnung von Untertagarbeiten.

Zum Glück war Chrigi wieder im Land. Er würde sich um Haus, Hof und Tiere kümmern, wenn Fede ihre Aufgabe als Detektivin wahrnahm. Max hatte den dem anonymen Schreiben beigelegten Scheck selbst eingelöst. Zwölftausend Schweizer Franken waren auf das Konto der Detektei geflossen. Dafür hatte Fede gesorgt. Nun gab es kein Zurück mehr.

Um eins kam der Postbote vorbei und brachte ein neues Expresscouvert, heute abgestempelt und an Max adressiert. Es glich dem von gestern, und Fede brachte den Verdacht nicht los, sie könnten in etwas Unvorstellbares hineinschlittern. Sie nahm sich das Recht heraus, den Umschlag zu öffnen. Max hatte sich hingelegt, ihn schien ihr neuer Fall nicht aufzuregen. Aber so war er. Er brauchte das Doppelte an Schlaf wie sie.

Ein neuer Scheck fiel ihr entgegen. Gleicher Betrag, gleiches Begleitschreiben. Der Absender musste jemand sein, der problemlos innerhalb von zwei Tagen vierundzwanzigtausend Schweizer Franken lockermachen konnte. Was zum Teufel steckte dahinter?

Fede war daran, den Brief in den Umschlag zurückzustecken, als Max die Küche betrat. Er gähnte ungeniert, streckte seine Arme in die Höhe. Das Shirt rutschte hoch und gab den Blick auf seinen sehnigen Bauch frei. Zugegeben, er hatte sich gut

gehalten, und wäre nicht bereits Routine aus ihrer Beziehung geworden, Fede hätte sich in seinen Body verliebt. Sie wischte den Gedanken weg.

»Hast du geschlafen?« Sie ließ sich ihre Empörung anmerken. Kurz nach der Rückkehr hatte er sich hingelegt. »Hast du den Wecker nicht gestellt?«

»Ich dachte, du weckst mich.« Er trat auf sie zu und schlang seine Arme um sie. »Was mache ich falsch?«

Diese Frage passte nicht. »Nichts.« Sie wies auf den Briefumschlag. »Der ist gerade eben angekommen. Gleicher Scheck, gleiche Bedingungen.«

»Du hast meine Post geöffnet?« Max spielte seine Entrüstung. »Klar darfst du das. Und, was hältst du davon?«

»Dass wir uns auf die Socken machen müssen.« Fede wand sich aus seiner Umarmung. »Hör zu, ich fühle mich ehrlich gesagt unter Druck. Diese Art der Ermittlung ist mir fremd. Mein Verstand sagt mir, dass wir die Polizei informieren sollten ...«

»Und dein Bauchgefühl?«

»Habe ich nicht.«

»Was dann?«

»Die Neugier ist es, die mich antreibt, trotz allem.« Fede griff erneut nach dem Umschlag. »Auch dieses Couvert wurde in Sarnen abgestempelt. Um einen Expressbrief aufzugeben, bedingt es den Gang zum Schalter. Vielleicht erinnert sich die Postangestellte an die Person, die gestern und heute Morgen vor Ort war.«

»Und wie willst du dein Anliegen rechtfertigen?« Max sah sich nach etwas Essbarem um.

Fede machte den Platz zur Kaffeemaschine frei. »Es hat auch noch Brot im Kasten, wenn du magst. Oder wollen wir verspätet zu Mittag essen? Dann rufe ich Chrigi.«

Chrigi, die gute Seele. Er kümmerte sich auch ums Essen, denn Kochen lag Fede nicht besonders. Sie beherrschte im Maximum zwei Gerichte und das auch nur unter besonderen Umständen. Wenn es etwas zu feiern gab oder sie Gäste hatte, die sie

mochte. Was sie am Anfang ihrer Beziehung zu Max nur bedingt hatte durchblicken lassen, war mit den Jahren nicht mehr zu verheimlichen. Sollte er sich ein Heimchen gewünscht haben, das sich um sein Wohlbefinden kümmerte, war es höchste Zeit, es sich abzuschminken.

»Du weichst mir aus.«

»Habe ich dich jemals enttäuscht?« Sie stieß sich von der Wand ab, an der sie stand. »Ich werde es herausfinden. Ich fahre nach Sarnen, und du solltest dir Gedanken darüber machen, wie du inkognito als Bauarbeiter zu den Mineuren kommst.«

»Rohrer kennt mich. Das ist schon mal schlecht.«

»Dann solltest du dich beim Südportal, auf der Seite von Kaiserstuhl anstellen lassen.«

»Als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt.«

»Du drückst dich bloß, weil du eventuell schmutzig werden könntest. Mensch, Max, für vierundzwanzig Riesen wirst du wohl einmal über deinen eigenen Schatten springen können.«

»Fede!« Aus Max' Stimme war Zorn zu hören. »Du machst es dir verdammt einfach. Ich bin kein Tunnelbauer. Dazu braucht es eine Grundausbildung als Bauwerkrenner, Bauarbeiter oder Maurer. Nur ein Sprengmeister, der speziell ausgebildet ist, darf mit Sprengstoff arbeiten. Zudem setzt man Erfahrung im Untertagbau voraus.«

»Dann heuere als Helfer an.«

»Selbst dazu ist eine Baugrundausbildung vonnöten.«

Okay, Fede sah seine Argumente ein, aber diese akzeptierte sie nicht als Ausrede. »Wo, wenn nicht im Tunnelbau, will man erste Erfahrungen sammeln? Lass dich als Hilfsarbeiterlehrling anstellen ... sonst mache *ich* es.«

»Ah, du verkleidest dich als Kerl.« Max brach in schallendes Gelächter aus. »Gut, mit deinen Tattoos würdest du zu denen passen.«

Fede griff reflexartig nach einem Löffel, der zufällig auf dem Tisch lag, und schleuderte ihn gegen Max. »Das will ich überhört haben.« Sie hielt es für das Beste, fortan zu schweigen.